

fehlung, Lehrstühle für Hebräisch an mehreren Universitäten zu errichten. Raimundus Martini ist kein Konvertit und folglich war er auch nicht ursprünglicher Rabbiner. Es hätte erwähnt werden müssen, daß der Pugio fidei in der Zeit Reuchlins als Ganzes noch nicht gedruckt war. Dies sind nur einige der Unkorrektheiten, die sich in den Anmerkungen finden. So sehr es zu begrüßen wäre, wenn der Anmerkungsapparat vollständiger und richtiger wäre, so wird doch die Gesamtleistung dadurch nicht geschmälert. Dankbar muß es begrüßt werden, daß dieser Text, in dem sich ein Christ am Ende des Mittelalters um ein gerechtes Verhältnis zu den Juden bemüht, in einer so angenehmen Ausgabe erschlossen worden ist. Die Ausstattung des Bandes mit Abbildungen Johannes Reuchlins aus einem Einblattdruck von 1516 und Faksimile von Reuchlins handschriftlichem Besitzvermerk in Sefer Nitza-ehon und im Traktat Sanhedrin gibt darüber hinaus dem Buch noch einen ästhetischen Reiz.

W. E.

Die Stimme Israels. Deutsch-jüdische Lyrik nach 1933. Ausgewählt und eingeleitet von Thilo Röttger. München 1966. Kösel-Verlag. 100 Seiten.

Diese Auswahl wird durch die Überschrift der Einleitung charakterisiert: „Ein Kapitel Geschichte in Gedichten“ — „was also deutsch-jüdische Dichter im Gedicht über das Schicksal der Juden nach 1933 ausgesagt haben. Zunächst ist diese Auswahl für den Bereich der Lyrik ein Extrakt aus dem vorläufig letzten Beitrag der Juden zur deutschen Dichtung. Es gehört“, wie die Einleitung besagt, zu dieser Geschichte, daß die hier ausgewählten Autoren „für eine oder zwei Generationen deutscher Leser verschwunden, wie ausgewischt war.“ Diese Gedichte stehen jetzt verstreut in vielen wieder erschienenen Büchern. „Was dort aber begreiflicherweise unbemerkt blieb, das ist hier thematisch zusammengefaßt zu einem Ganzen, das uns mit erstaunlicher Einmütigkeit und Eindringlichkeit sagt, wie deutsche Juden das Schicksal der Jahre 1933/45 getragen und bewältigt haben... nirgendwo eine Stimme des Zornes oder Hasses, nur Stimmen der Klage, des Leidens, der Selbstbesinnung und — der Versöhnung...“ Es sind die folgenden Stimmen: Franz Werfel, Alfred Mom-bart, Karl Wolfskehl, Else Lasker-Schüler, Ludwig Strauss, Mascha Kaleko, Paul Celan, Franz Baermann Steiner, Gertrud Kolmar, Nelly Sachs, Hilde Domin. Ein Quellenachweis beschließt diese ergreifende Auswahl.

G. L.

Franz Rosenzweig: Das Büchlein vom gesunden und kranken Menschenverstand. Hrsg. und eingeleitet von Nahum Norbert Glatzer. Düsseldorf 1964, Joseph Melzer Verlag. 128 Seiten.

Im Joseph Melzer Verlag, der inzwischen von Düsseldorf nach Darmstadt übersiedelt ist, erschien unter den Judaica auch ein auf den ersten Blick etwas seltsamer Titel. Das Büchlein vom gesunden und kranken Menschenverstand, das sich als eine Art Krankengeschichte gibt, denn die Kapitel tragen folgende Überschriften: Der Anfall, Krankenbesuch, Diagnose, Therapie, Kollegialer Briefwechsel, Die Kur, Nachkur, Zurück in den Beruf. Außerdem gibt es ein doppeltes Vor- und Nachwort, an den Kenner, der zurückgewiesen, an den Leser, der eingeladen wird. Verfasser dieses merkwürdigen Büchleins ist Franz Rosenzweig, neben Martin Buber und Leo Baeck der bedeutendste der jüdischen Denker in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts. Nahum N. Glatzer, der Herausgeber, der sich unter anderem auch um den Begründer der Wissenschaft des Judentums, Leopold Zunz, verdient gemacht hat, schreibt in der Einleitung, versteht die Veröffentlichung des Büchleins zuerst und vor allem als einen Beitrag zur Biographie von Franz Rosenzweig, nämlich zu seiner Auseinandersetzung mit dem deutschen Idealismus, und der Begründung seines neuen Denkweges, wie er ihn im 1918 vollendeten Stern der Erlösung erprobt hatte. Das Büchlein entstand auf Grund der Anregung des Verlegers von Fommanns Taschenbüchern, seine Anschauungen in einer gemeinverständlichen Form darzulegen. Zwar schrieb

Rosenzweig 1921 das Manuskript, konnte sich aber zu einer Veröffentlichung nicht entschließen, weil er den Lesern kein „auf Bestellung“ gearbeitetes Buch in die Hand geben wollte. Lediglich maschinenschriftliche Durdschläge verschickte er an Freunde. Erst 1953 besorgte Nahum N. Glatzer eine englische Übersetzung, und 43 Jahre nach dem Entstehen des Manuskriptes erfolgte nun endlich der Druck im deutschen Original. Dem Büchlein kommt daher die Bedeutung einer Neuentdeckung zu. Auf das Selbstverständnis von Franz Rosenzweig wirft es ein neues Licht. Es lockt an, sich mit dem Denken dieses ungewöhnlichen Menschen mehr zu beschäftigen, läßt uns sein Ringen um seinen Weg noch einmal nachvollziehen.

W. E.

Martha Saalfeld: Judengasse. Roman. Mit elf Zeichnungen von Werner vom Scheid. Verlag Kurt Desch. Wien-München-Basel 1965. 204 Seiten.

Martha Saalfeld, die aus Landau in der Pfalz stammt, führt mit ihrem Roman in das Milieu der Heimat ein. In der Judengasse, einer Vorstadtstraße, wohnen jüdische Trödler und Krämer. Aus der Warte eines Kindes schildert die Dichterin das Leben der Straße und ihrer Bewohner. Zu einem von ihnen, dem Gymnasiasten Sigi, und seinem Großvater, dem Trödler Ephraim, hat sie besondere Zuneigung gefaßt und erleidet daher die Ablehnung, den deutlich spürbaren Antisemitismus mit, der die Menschen in der Judengasse bedroht und zu ersticken droht. Die nichtjüdische Bevölkerung besteht gewiß aus achtbaren Bürgern, die an Gewalttat nicht denken. Ihre Selbstgefälligkeit und ihre Verachtung der Juden aber müssen diese als ständige Bedrohung empfinden. Besonders der Gymnasiast Sigi vermag die ständige Zurücksetzung nicht zu ertragen. Er sucht sich dagegen aufzulehnen, die Flucht zu ergreifen, sich zurückzuziehen. Aber da er schließlich keinen Ausweg sieht, wählt er den Tod. Das Mädchen sieht die innere und äußere Bedrohung und sucht vergeblich mit ihrer Liebe und Fürsorge sie zu bannen. Nur die Erinnerung bleibt! Eine Warnung auch vor dem latenten Antisemitismus in poetischer Form, ein Appell an das Gewissen derer, die äußerlich nicht schuldig wurden, und doch versagten.

W. E.

Gershom Scholem: Die jüdische Mystik in ihren Hauptströmungen. Zürich 1957. Rhein-Verlag. 490 Seiten.

Das grundlegende Buch über die Hauptströmungen der jüdischen Mystik, geschrieben von dem gegenwärtig bedeutendsten Historiker der jüdischen Mystik, liegt in einer Ausgabe des Rhein-Verlages seit 1957 vor (vgl. FR XI, 41/44. S. 109 r.). Zwanzig Jahre nach Abfassung des ersten Entwurfes der Vorlesungen, aus denen das Buch entstanden ist, ergriffen der Rheinverlag in Zürich und der Alfred Metzner Verlag in Frankfurt die Initiative zur Veröffentlichung der deutschen Fassung. Ihr liegen umfangreiche deutsche Entwürfe, Vorlagen für den englischen Text sowie die verbesserte dritte englische Auflage zugrunde. Zwar sind inzwischen weitere Veröffentlichungen zum Wesen und zur Bedeutung der Kabbala erschienen, sie haben jedoch nicht die Bedeutung dieses Werkes zu schmälern vermocht. Es ist noch immer unentbehrlich für das Verständnis der Geschichte der jüdischen Mystik.

W. E.

Ernst Simon: Brücken. Gesammelte Aufsätze. Heidelberg 1965. Verlag Lambert Schneider. 531 Seiten.

Adolf Leschnitzer veranlaßte einige Freunde, die Drucklegung dieses Bandes zu ermöglichen, das schönste Geburtstagsgeschenk für den Fünfundsechzigjährigen, zugleich aber auch eine Gabe an uns Deutsche. *Martin Buber* verfaßte das Geleitwort. Lambert Schneider, der, seit er die Initiative zu der Bibelübersetzung Martin Bubers und Franz Rosenzweigs ergriffen hatte, in engem Kontakt mit ihm stand, hat nun in gleicher Ausstattung, wie er gemeinsam mit Kösel Bubers Werke herausgebracht hat, die Sammlung der Aufsätze vorgelegt.

Ernst Simon, 1899 in Berlin geboren, 1916 Kriegsfreiwilliger, vor Verdun verwundet, fand noch als Soldat zur zionistischen

Bewegung. Das Studium an deutschen Universitäten — er promovierte bei Hermann Oncken in Heidelberg mit einer Dissertation über Ranke und Hegel — hat ihn geprägt, nicht minder aber die Begegnung mit *Franz Rosenzweig* und *Martin Buber*. Er gab mit *Edith Rosenzweig* die Briefe ihres Mannes heraus, wirkte als Redakteur der Monatsschrift ‚Der Jude‘, deren Herausgeber Martin Buber war. Bereits 1928 wanderte er zum ersten Mal nach Palästina aus, um als Lehrer an Seminaren und Höheren Schulen zu wirken, folgte jedoch 1934 einem Rufe *Martin Bubers*, *Leo Baecks* und *Otto Hirschs*, sich der jüdischen Erwachsenen- und Lehrerbildung im nationalsozialistischen Deutschland zu widmen. 1935 wanderte er endgültig nach Palästina aus und wurde Professor für Pädagogik an der hebräischen Universität in Jerusalem. In der deutschen Öffentlichkeit nach dem zweiten Weltkrieg ist er mehrfach hervorgetreten, so auf der Abschlußveranstaltung der Ausstellung Monumenta Judaica 1964 und ein Jahr später auf dem 12. deutschen evangelischen Kirchentag in Köln 1965.

Martin Buber nennt ihn im Geleitwort einen sowohl reagierenden als auch verbindenden Menschen. Darum sei er zum Brückenbauer berufen. Dies rechtfertige auch den Titel seiner Aufsatzsammlungen. Als Brückenbauer habe er sich fast von dem Augenblick an erwiesen, als er, noch sehr jung, den Weg aus ganz unjüdischem Elternhaus zu seinem Volke fand. Darin gleicht er übrigens anderen, die Buber ebenfalls nahe standen, wie vor allem *Ludwig Strauss*, der zum Dichter in deutscher und hebräischer Sprache heranreifte. Von Simon sagt Buber: „Das jüdische Volk hat ihm Entscheidendes vermittelt: zunächst eine Gemeinschaft, dann einen Glauben und zuletzt eine Heimat... Was Simon auszeichnet... ist die weitaus seltenere Tatsache, daß eine dreifach eingreifende Wandlung nicht imstande war, der Persönlichkeit des Ergriffenen die Merkmale des rechten Maßes zu nehmen, nämlich ausgewogenes Urteil und verantwortendes Tun.“ Der Brückenbauer geht nicht nur in einer Richtung: „Brücken werden zwar zunächst oft von einem Ende her geplant, aber wenn sie erst einmal dastehen, sind sie in beiden Richtungen zu beschreiten.“ Die beiden Richtungen sind: von Deutschland her nach Israel hin, und von Israel zurück nach Deutschland hin; von der Geschichte aus in die Zukunft hinein, von der Gegenwart rückschauend in die Vergangenheit.

In acht Abschnitte, die, ausgenommen der erste, nicht chronologisch, sondern sachlich gegliedert sind, hat Ernst Simon den Sammelband seiner deutschsprachigen Aufsätze gegliedert. Er beginnt mit dem Abschnitt: ein Jude aus Deutschland, um nach dem Sinn der Geschichte, dem Verhältnis von Sprache und Dichtung, dem Weg der Ideen, der Bedeutung von Erziehung und Unterricht, der Aufgabe des Lehrers und des deutschen Judentums, vom Kampf um den Zionismus und schließlich vom Glauben zu handeln. Außer den Anmerkungen fügt er seinen Aufsätzen bibliographische Hinweise hinzu. Zwar geben sie keine vollständige Liste der weiteren Veröffentlichungen des Verfassers zum gleichen Thema, sie wollen aber erkennen lassen, wo ein Motiv angeschlagen wurde, das er auch später, zumeist dann in englischer oder hebräischer Sprache, verfolgt hat. Um dem Leser bei der Vielfalt der Themen die Orientierung zu erleichtern, hat er das Register durch biographische Angaben zu den Personen erweitert und ein Glossar hebräischer Ausdrücke hinzugefügt. Von dem allerersten Aufsatz, Unser Kriegserlebnis, bekennt er, dies sei fast der einzige Beitrag, zu dessen Inhalt er nicht mehr in allem stehe. Er habe ihn trotzdem aufgenommen als Dokument zum Anfang des Weges. Dafür muß man Ernst Simon sehr dankbar sein, denn gerade in diesem Aufsatz wird spürbar, aus welchen Quellen seine Wendung zum Zionismus entsprang. Ungleich anderen verleugnet er weder seinen Ursprung aus dem deutschen Judentum noch sieht er dieses verzerrt. Überhaupt zeichnet seine Aufsätze die Abgeklärtheit seines Urteils aus. Darin kann man Martin Buber nur zustimmen. Von den Gefährdungen des deutschen Judentums weiß er sehr wohl. Das kommt vor allem in seinem Aufsatz:

Das geistige Erbe des deutschen Judentums zum Ausdruck. Die Eigentümlichkeit des Gottesdienstes der modernen Synagoge wird ebenso zutreffend darin erfasst wie die Besonderheit der Wissenschaft des Judentums. Die systematische Leistung von *Leo Baecks* Wesen des Judentums preist er als späte Frucht des Bemühens der Wissenschaft des Judentums. Er empfiehlt seine Übersetzung ins Hebräische, „denn unsere Jugend lernt zwar einen großen Teil der Quellschriften unserer Religion kennen, weiß aber trotzdem recht wenig von ihrem systematischen Gehalt“. Neben diesen legitimen Formen der Erkenntnis verschweigt er die illegitime nicht. Er sieht sie im Hang zu unfruchtbarer, kleinlicher Spezialisierung. Doch geht es ihm nicht nur um die Feststellung, was das deutsche Judentum einmal war und was es an die Judentheit anderer Länder vermittelt hat, sondern er wagt auch die Frage, was die versprengten Reste des deutschen Judentums heute noch bedeuten könnten. Er mißt ihm folgende Aufgaben zu: die Mahnung zur lebendigen Demokratie, die der deutsche Jude mindestens in der Zeit der Weimarer Republik als Gemeinschaftserlebnis haben konnte. Aus der Erkenntnis vom Versagen dieser Demokratie müßte die Wachsamkeit für ihre Gefährdung auch anderswo erwachen. Gerade den deutschen noch lebenden Juden weist er daher den Kampf gegen einen ungehemmten Nationalismus zu. Daraus hat er für sich selbst die Konsequenz gezogen, indem er in Palästina, im heutigen Israel, immer wieder für die Versöhnung von Juden und Arabern eingetreten ist. Schon gleich nach seiner Einwanderung schloß er sich dem Brith Schalom an. Viele der Aufsätze in der Sammlung Brücken bezeugen sein Eintreten für den Geist der Versöhnung, seinen Kampf gegen einen überhitzten Nationalismus. Er hat es in Kauf genommen, als unbequemer Mahner zu gelten. In diesem Zusammenhang sei besonders auf die Aufsätze: Georg Landauers Vermächtnis und Über militärische Erziehung hingewiesen. Im letzteren Aufsatz bekennt er: „Man muß ein Mensch höchster Zivilcourage sein, um sich zu weigern, Gefangene zu erschießen, wenn ihm das befohlen wird. Ohne eine starke sittliche Überzeugung, sei sie religiös oder weltlich begründet, ist ein militärisches Widerstandsrecht weder theoretisch zu halten noch praktisch zu vollziehen.“ Damit der junge Mensch überhaupt eine solche Überzeugung gewinnen kann, muß, wenn schon die militärische Ausbildung für alle notwendig sein soll, sie ergänzt werden durch die Unterweisung durch gute Pädagogen. „Die Aufgabe der Pädagogik gegenüber der Vormundschaft militärischer Erziehung ist es nicht, diese als Inkarnation des Bösen hinzustellen, wohl aber das Gute, das auch in ihr enthalten ist, zu stärken, ihr Böses zurückzudrängen und das eigene Gute, das für die Erziehung konstitutiv ist, so stark als möglich zu machen und so wirksam als möglich in die Waagschale zu werfen.“ Daher gilt sein unablässiges Bemühen der Gewinnung eines gültigen Erziehungsideals. Ausdrücklich erwähnt sei sein Aufsatz „Um ein neues Erziehungsideal in Israel“. Am Modell des englischen Erziehungssystems weist er den Zwiespalt zwischen dem apologetisch behaupteten und dem tatsächlich praktizierten Erziehungsideal hin, um so die Kriterien zu gewinnen, das eigene Erziehungsideal unbefangen, unvoreingenommen durch apologetische Motive herauszuarbeiten. Dabei stellt er einander gegenüber den Talmid Chacham, das Erziehungsideal rabbinischen Judentums bis zum Ende des Zeitalters der Emanzipation, und das israelische Ideal des Chaluz, des Pioniers. Beiden ist gemeinsam das sich unter ein Gesetz Stellen, wenn auch der Gesetzgeber gewechselt hat. In der Treue jedenfalls zum Gesetz zeigt sich auch beim Chaluz eine durchaus jüdische Gesinnung. Ihr gegenüber grenzt er eine dritte Haltung ab, die er als gefährlich ansieht: den Geist übersteigerten Widerstandes, der in Ungerechtigkeit, ja Terror umschlägt. Er warnt Israel davor, eine Art jüdischen Spartas zu werden, eine Hochburg militaristischer Gesinnung. Dem Prozeß der Säkularisation des Glaubens stellt sich Ernst Simon sehr nachdrücklich. Er weiß, daß die praktizierte Orthodoxie oft innerlich hohl ist. Darum sucht er nach Wegen neuer Ver-